

Der Wasserpavillon.

Chinesische Novelle.



In der Provinz Canton, einige Meilen von der Hauptstadt, wohnten dicht neben einander zwei reiche Chinesen, welche sich vom Geschäfte zurückgezogen hatten; der Eine hieß Lu, der Andere Kuan. Lu hatte eine große wissenschaftliche Stellung eingenommen; er war Hanlin und Gelehrter des Jaspishauses; Kuan wußte sich, in einer

1856.

geringeren Stellung, Vermögen und Achtung zu erwerben.

Lu und Kuan, welche entfernt verwandt waren, hatten sich ehemals geliebt. Als Kinder spielten sie mit einander, bemalten Blumenpapier mit schwarzem Pinsel und feierten die Schönheit der Maßliebchen mit Gedichten, wäh-

14

rend sie aus kleinen Tassen Thee tranken. Aber ihre anfänglich gleichgestimmten Seelen entfremdeten sich mit der Zeit.

Von Jahr zu Jahr wurde Tu gravitätischer; sein Bauch rundete sich majestätisch ab; sein dreifaches Kinn baute sich immer feierlicher auf, und er machte nur noch moralische Verse, die man auf die Döppe des Pavillons malen konnte.

Kuan dagegen schien mit dem Alter immer heiterer zu werden; er besang Wein, Blumen und Schwalben. Sein Geist, von den gemeinen Sorgen des Lebens entlastet, war lebendig und frisch, wie der eines Jünglings, und wenn das Wort, das er in einen Vers bringen sollte, gegeben war, zögerte seine Hand keinen Augenblick.

Nach und nach war eine gereizte Stimmung bei den beiden Jugendfreunden entstanden. Sie konnten nicht mehr mit einander sprechen, ohne spitzige Worte zu wechseln. Zuletzt war gar kein Verkehr mehr zwischen ihnen möglich, und sie ließen, Jeder an der Thüre seines Hauses, ein Täfelchen anbringen, welches das strengste Verbot enthielt, daß kein Bewohner des Nachbarhauses, unter welchem Vorwand es auch sei, ihre Schwelle betreten dürfe. Sie hätten gerne ihre Häuser abgerissen und anderswo aufgebaut, aber es ging nicht.

Zur Zeit, als Tu und Kuan noch Freunde waren, hatte Jeder in seinem Garten einen Pavillon am Ufer eines Sees errichten lassen, der beiden gehörte; es war ein Vergnügen für sie, sich vom Balcone freundliche Begrüßungen zuzuwinken, und Opium rauchend, wohlwollende Wolken auszutauschen. Aber seit dem Ausbruch ihrer Streitigkeiten hatten sie eine Mauer aufgebaut, welche den Teich in zwei gleiche Theile schied. Da das Wasser jedoch tief war, so stand die Mauer auf Pfosten, zwischen welchen das Wasser durchlief, in dem sich die Pavillons spiegelten.

Diese hatten drei Stockwerke mit Terrassen. Die Dächer, welche an den Ecken gebogen waren, deckten runde glänzende Ziegel, den Bauchschalen der Karpfen ähnlich. Pfeiler von rothem Firnis trugen das elegante Dach, an dem sich ein Fries von durchbrochener Holzarbeit hinzog. Das Gebäude schloß mit einem vergoldeten Karnies, um den sich eine Balustrade von Bambus hinzog, der an jedem Knoten mit einer metallenen Kugel geschmückt war. Das Innere war nicht minder kostbar: an den Wänden waren Verse von Tschü und Litaipe mit geschickter Hand in Gold auf einen Lackgrund gezeichnet. Talchblätter ließen durch die Fenster ein milchichtiges Licht dringen, und auf den Sims'en erfreuten kunstvoll an einander gereibte Döppe mit Gichtrosen, Orchideen, Schlüsselblümchen, Erythrinen mit weißen Blumen das Auge durch ihre zarten Nuancen. Auf den Tischen, die wie Spiegel glänzten, lagen die geschmackvollsten Fächer, Zahnstocher, Ebenholzspieße, Pinsel, Porphyrfelsteine, und Alles, was zum Schreiben nöthig ist.

Es war ein reizender Anblick, die Weide von den Felsen ihre sanft gebogenen Zweige mit den flüsternden Blättern in das Wasser hinabhängen und die glänzenden Farben der Pavillons in einem Rahmen von grünem Blätterwerk zu sehen.

Unter dem Krystalle des Wassers schwammen in heiteren Gruppen Fische mit goldenen Schuppen; Züge von Enten mit smaragdnen Halsen schwammen nach allen Seiten hin; eine lebendige Quelle speiste den kleinen anmuthigen See.

Ohne die von der Feindschaft der beiden Nachbarn errichtete Mauer hätte man im ganzen Reich der Mitte, das, wie man weiß, mehr als drei Vierteltheile der Erde einnimmt, keinen köstlicheren und malerischeren Garten finden können; so aber konnten sich die beiden Nachbarn für den Verlust der Aussicht nur mit dem Gedanken trösten, daß sie sich gegenseitig einen Schabernack gespielt.

Dieser Stand der Dinge dauerte bereits mehrere Jahre; das Unkraut hatte die Pfade, die von einem Hause zum andern führten, längst überwuchert. Die dornigen Staudengewächse durchkreuzten sich, als wollten sie jede Verbindung verhindern; die Pflanzen schienen die Zwistigkeiten zu ahnen, die zwischen den beiden alten Freunden herrschten und sie sogar darin zu unterstützen.

Während dieser Zeit waren die Frauen von Tu und von Kuan jede mit einem Kinde erfreut worden. Tu's Gattin war die Mutter eines reizenden Mädchens, Kuan's Gattin die Mutter des hübschesten Knaben. Das glückliche Ereigniß, das so viel Freude in die beiden Häuser brachte, war auf der einen und der andern Seite unbekannt geblieben, denn selbst die Diener hatten bei Peitschen- und Bambusstraße den Befehl, kein Wort mit einander zu wechseln.

Der Knabe hieß Tschin-Sing und das Mädchen Zu-Kiuan, das heißt Perle und Jaspis; ihre Schönheit rechtfertigte diese Namen. Sobald sie etwas größer wurden, zog die Mauer, welche den Teich durchschnitt und die Aussicht nach der andern Seite abschnitt, ihre Aufmerksamkeit auf sich, und sie fragten ihre Eltern, was hinter jener neidischen Mauer in der Mitte des Wassers sich befände, und wem die großen Bäume gehörten, deren Wipfel man noch sähe?

Man antwortete ihnen, es sei die Wohnung von wunderlichen Sonderlingen, deren ungeselliger Charakter diesen Wall errichtet.

Diese Erklärung genügte den Kindern, sie hatten sich an die Mauer gewöhnt und gaben nicht weiter darauf Acht.

Zu-Kiuan nahm an Anmuth und Vollkommenheit zu; sie war in allen Arbeiten ihres Geschlechtes geschickt, und handhabte die Nadel mit unvergleichlicher Gewandtheit. Die Schmetterlinge, die sie auf die Seide stückte, schienen zu leben und die Flügel zu bewegen; man hätte glauben sollen, den Gesang der Vögel zu hören, die sie auf den Canavas befestete; mehr als eine Nase roch an diesen Tapeten, um den Duft der Blumen, die sie darüber ausgestreut, einzuathmen. Die Talente Zu-Kiuan's beschränkten sich nicht darauf; sie wußte das Buch der Oden auswendig; nie warf eine leichte Hand auf das Seidenpapier kühnere und hübschere Buchstaben. Die Drachen flogen nicht geschwinder als ihre Hand, wenn sie den schwarzen Regen des Pinsels ausströmte. Sie kannte alle Dichtungsarten und machte die reizendsten Verse; mancher Dichter, der das goldene Pferd befeigen zu dürfen glaubte, improvisirte nicht mit solcher Leichtigkeit.

Tschin-Sing hatte von seinen Studien nicht geringeren Nutzen gezogen; sein Name stand auf den Prüfungslisten obenan. Obgleich noch sehr jung, hätte er sich mit dem Doctorhut schmücken können, und alle Mütter richteten ihre Blicke auf den jungen Gelehrten, der bald eine der ersten literarischen Stellungen einnehmen mußte. Tschin-Sing antwortete den Unterhändlern, die man ihm schickte, er sei zu jung und wünsche noch einige Zeit der Freiheit zu genießen. Er schlug hintereinander Hon-

giu, Lo Mengli, Oua, Poto und andere junge Damen von Rang aus.

Auch Zu-Kiuan zeigte sich nicht minder schwierig; sie wies alle Anträge ab. Dieser grüßte zu formlos, Jener war unordentlich in seinem Anzug; der Eine hatte eine schwerfällige Handschrift; der Andere kannte das Buch der Verse nicht, oder hatte sich im Reime geirrt; kurz, sie besaßen Alle irgend einen Fehler. Zu-Kiuan entwarf von denselben immer so komische Bilder, daß ihre Eltern zuletzt selber lachten und den armen Werber auf die höflichste Weise von der Welt aus dem Hause schickten.

Sie wurden aber doch zuletzt unwillig, als sie die Kinder alle Parteien, die man ihnen anbot, ausschlagen sahen. Die Gedanken über diese wichtige Angelegenheit setzten sich zuletzt in ihren Träumen fort, und einer dieser Träume mußte sie in große Aufregung versetzen. Frau Kuan träumte, sie sähe auf der Brust ihres Sohnes Tschin-Sing einen herrlich polirten Jaspis, der wie ein Karfunkel leuchtete; Frau Lu dagegen träumte, ihre Tochter trage am Halse eine Perle vom schönsten Schmelz und unschätzbarem Werthe. Was mochten diese beiden Träume bedeuten?

Die Frauen gingen zu dem Bonzen im Tempel des Fo, um sich bei ihm Rathes zu erholen. Nachdem dieser Goldpapier und Wohlgerüche vor dem Idole verbrannt, antwortete er Frau Lu, daß der Jaspis sich mit der Perle verbinden und Frau Kuan, daß die Perle sich mit dem Jaspis verbinden müsse; nur ihre Vereinigung könne den Knoten lösen. Die beiden Frauen kehrten, ohne sich im Tempel gesehen zu haben, so klug wie zuvor nach Hause zurück.

Eines Tages hatte sich Zu-Kiuan auf die Balustrade des ländlichen Pavillons gelehnt, als Tschin-Sing gerade dasselbe that. Das Wetter war schön, keine Wolke umschleierte den Himmel, kein Lüftchen bewegte die Blätter, und der See war glatt und glänzend wie ein Spiegel. Zu-Kiuan sah lächelnd in diesen klaren See, als sie, einen Blick nach der Seite werfend, die an die Scheidemauer stieß, den Refler des Pavillons gewahrte, der sich durch das Loch bis zu ihren Füßen hinzog.

Sie hatte noch nie auf dieses optische Spiel Acht gehabt, das jetzt ihr ganzes Interesse rege machte. Sie unterschied die rothen Pfeiler, die durchbrochenen Giese, die Blumentöpfe, die vergoldeten Wetterfahnen. Aber was sie am meisten in Staunen versetzte, das war, auf der Rampe des Balcons in einer der ihrigen ähnlichen Position eine Gestalt zu sehen, die ihr in folchem Grade glich, daß, wenn sie nicht von der andern Seite des Bassins gekommen wäre, sie sie für sich selbst gehalten hätte; es war der Schatten Tschin-Sings, und wenn man es seltsam findet, daß ein junger Mann für ein Mädchen gehalten werden kann, so antworten wir, daß Tschin-Sing wegen der Hitze seine Vicentiatenmütze abgenommen, daß er außerordentlich jung war und noch keinen Bart hatte; seine zarten Züge, sein gleichmäßiger Teint und seine glänzenden Augen konnten die Täuschung leicht mehrern, welche übrigens nicht von langer Dauer war. Zu-Kiuan erkannte bald, daß es kein Mädchen sei, dessen Bild das Wasser abspiegelte.

Sie hatte sich bislang für unvergleichlich gehalten. Als sie jedoch diesen Schatten im Wasser gewahrte, sah sie ein, daß ihre Schönheit einen Bruder habe. Weit entfernt, dadurch gekränkt zu sein, fühlte sie sich äußerst glücklich; der Stolz, sich einzig zu glauben, wich rasch der Liebe. Der flüchtige Blick auf das einfache Spiegelbild genügte.

Tschin-Sing hatte diese wunderbare Schönheit gleich-

falls bemerkt. „Ist es ein wahrer Traum?“ rief er. „Diese reizende Gestalt, die unter dem Krystall des Wassers funkelet, muß aus den silbernen Strahlen des Mondes in einer Frühlingsnacht und dem feinsten Blumenarom gebildet sein; obgleich ich sie nie gesehen, erkenne ich sie doch, ihr Bild lebt in meiner Seele. An sie, die schöne Unbekannte, richte ich meine Verse.“

Tschin-Sing war in seinem Selbstgespräche so weit gekommen, als er die Stimme seines Vaters hörte.

„Mein Sohn,“ sagte dieser, „man schlägt Dir durch Wang, meinen Freund, eine sehr reiche und glänzende Partie vor. Es ist ein Mädchen, in dessen Adern königliches Blut rollt, dessen Schönheit berühmt ist, und das alle Eigenschaften besitzt, die einen Mann glücklich machen können.“

Tschin-Sing, ganz von dem Abenteuer des Pavillons erfüllt, schlug das Anerbieten rund aus. Sein Vater, außer sich vor Zorn, drohte ihm mit den strengsten Strafen.

Diese Drohungen schreckten jedoch Tschin-Sing nicht.

Am andern Tage, zur selben Stunde, begab er sich nach dem Pavillon und lehnte sich über die Balustrade.

Nach Verfluß von einigen Minuten sah er das Spiegelbild Zu-Kiuan's auf dem Wasser.

Der junge Mann legte die Hand auf sein Herz, berührte die Fingerspitzen mit dem Munde und sandte diesen Gruß voll Anmuth und Leidenschaft hinüber zu dem Mädchen.

Ein heiteres Lächeln ergoß sich über die Züge desselben und bewies Tschin-Sing, daß er der schönen Unbekannten nicht unangenehm sei; aber da man nicht lange mit einem Spiegelbilde sich unterhalten kann, so machte er ein Zeichen, daß er schreiben wolle, und ging in den Pavillon zurück. Nach einigen Augenblicken kam er wieder und hielt in der Hand ein viereckiges Papier, auf dem er mit bunten Buchstaben ein Gedicht mit siebenfüßigen Reimen geschrieben. Er rollte es auf, schloß es in den Kelch einer Blume und hüllte das Ganze in ein großes Reusenfarblatt, das er sanft auf das Wasser hinabgleiten ließ.

Ein leichtes Lüftchen, das sich gerade erhob, trieb die Erklärung nach einer Vertiefung der Mauer, so daß Zu-Kiuan sich nur beugen durfte, um sie zu holen. Aus Furcht, überrascht zu werden, zog sie sich in die innersten Gemächer zurück und las mit unbeschreiblichem Entzücken diesen Ausdruck seiner Empfindungen und die kühnen Bilder, der er sich dabei bedient; außer der Freude, sich geliebt zu wissen, hatte sie noch die Genugthuung, daß er ein Mann von Verdienst war, denn die Schönheit der Schrift, die Wahl der Worte, die Genauigkeit der Reime, der Glanz der Bilder zeugten von einer vorzüglichen Erziehung; der Name Tschin-Sing frappirte sie jedoch am meisten. Sie hatte ihre Mutter häufig von dem Traum der Perle sprechen hören, und sie zweifelte keinen Augenblick mehr, daß Tschin-Sing der Mann sei, den der Himmel ihr bestimmt.

Am folgenden Tage, als der Wind sich gedreht hatte, schickte Zu-Kiuan auf demselben Weg eine Antwort in Versen nach dem gegenüber liegenden Pavillon, aus der trotz der natürlichen Bescheidenheit des Mädchens leicht zu ersehen war, daß sie die Liebe Tschin-Sings theilte.

Als er die Unterschrift des Billets las, konnte Tschin-Sing den Ausruf nicht unterdrücken: „Der Jaspis. Ist das nicht der kostbare Stein, den meine Mutter im Traume wie ein Karfunkel auf meiner Brust leuchten sah. Ich muß mich in dem Hause vorstellen, denn dort wohnt die

von den nächtlichen Geistern mir prophezeite Gattin.“ — Als er in das Haus zurück ging, erinnerte er sich jedoch der unversöhnlichen Feindschaft der beiden Nachbarn, und da er nicht wußte, was er thun sollte, erzählte er die ganze Geschichte seiner Mutter; Zu-Kuan ihrerseits hatte Alles Frau Lu erzählt. Die Namen Perle und Zaspis schienen den beiden Matronen entscheidend; sie eilten deshalb nach dem Tempel So's zum Bonzen.

Der Bonze antwortete, daß das allerdings die richtige Auslegung des Traums sei und daß, ihm nicht gehorchen, sich gegen den Himmel auslehnen hieße. Von den Bitten der beiden Mütter gerührt, entschloß er sich, Schritte bei Lu und Kuan zu thun, und seine Bemühungen hatten den besten Erfolg. Als sich die beiden alten Freunde nach so langer Zeit wieder sahen, staunten sie, daß sie sich wegen so geringfügiger Ursachen trennen können, und fühlten lebhaft, wie viel sie dadurch verloren. Die Hochzeit wurde in den nächsten Tagen gefeiert; Perle und Zaspis konnten sich jetzt ohne den Vermittler des Spiegelbildes sehen. Waren sie deshalb glücklicher? Wir wagen es nicht zu sagen, denn das Glück ist häufig nur ein Schatten im Wasser.

Fräulein du Riban.

(Schluß.)

Am Tage vor der Hochzeit erschien eine Verwandte des Grafen, welche Vater und Tochter in ihrem Wagen abholen sollte. Der Vater, welcher gerade von der Gicht gequält war, wollte nicht, daß die Ceremonie verschoben werde, und befahl, trotz der Bitten Eleonorens, die Abfahrt.

„Lebe wohl, Vater,“ sagte Eleonore, das Herz und die Augen voll Thränen, „Dir gehorchen ist mein Glück, meine Pflicht. Marianne soll mich begleiten, sie ist meine Vorsehung. Lebe wohl, mein Vater, segne mich hier, da Du mich nicht segnend zum Altare führen kannst.“

Abends neun Uhr, an einem Montag des Monats Mai 1775 kam man vor dem Schlosse an; der Mond glänzte am Himmel und ergoß seinen Silberschein auf die alten Thürme.

Sobald der Wagen von Weitem durch die Wache auf dem Wartthum signalisirt wurde, sprengte eine zahlreiche Cavalcade, den Grafen Robert an der Spitze, in hellem Galopp durch die Pappelallee, rechts und links von Dienern mit Fackeln begleitet; als Robert auf Pistolen-schußweite gekommen, sprang er aus dem Bügel und bot Eleonoren einen Strauß der schönsten Blumen durch den Schlag; dann bestieg er sein Pferd wieder und geleitete den Wagen bis zum Schlosse. Die Brücke senkte sich, und alsbald ertönten die Fanfaren und die Kanonen von den Wällen; alle Fenster waren erleuchtet, und Raketenfeuer erhellten den Himmel.

Nach einigen Augenblicken der Ruhe wurde ein königliches Abendmahl aufgetragen. Eleonore brachte die Entschuldigungen ihres Vaters, über die man rasch wegging, und alle Herren bezeugten durch ihre Blicke den guten Geschmack Roberts, und billigten lächelnd die Wahl seines Herzens. Als das Abendmahl vorüber war, führte die Muhme Eleonoren in ihr Zimmer, während der Bräutigam nach einem herzlichen Abschied sein Pferd satteln ließ und nach einem zwei Stunden entfernten Schlosse ritt.

Eleonore brachte die Nacht mit Gebet und Gespräch von ihrem Vater zu. Marianne schlief im selben Zimmer.

„Warum bin ich, umgeben von so viel Glanz und Reichthum, doch nicht glücklich? . . . Ich vermiße meinen Vater; ohne ihn ist Alles werthlos für mich.“

„Aber in drei Tagen werdet ihr ihn wieder umarmen,“ antwortete Marianne, „dann wird er für sein ganzes Leben bei Euch bleiben; der Graf hat es versprochen.“

„Marianne, liebe Marianne, ich bedarf dieses Trostes, denn ein Glück, das mein Vater nicht mit mir theilte, wäre das größte Unglück für mich. Ich wollte, der Tod schloße mir die Augen, wenn ich ihn nicht immer sehen kann. Ach! welches Unglück, daß dieser Marquis von Lureul meinen Vater ruinirt hat. Dieser Gedanke quält mich beständig.“

„Aber wenn sich auf der einen Seite Alles zum Guten wendet, warum stich denn mit Gespenstern quälen?“

So plauderten die beiden Mädchen, bis sie endlich wie zwei müde Tauben einschliefen.

Der Morgen des andern Tages brachte eine große Jagd im Walde. Eleonore schoß eine Hirschkuh und sogar einen Eber.

Die Hochzeit sollte um Mitternacht in der Schloßcapelle vollzogen werden, und am Abend gab's Musik und Spiel aller Art. Die ganze Nachbarschaft war eingeladen, und es war ein herrliches Schauspiel, die Damen und Dämschen mit ihren Brüdern und Gatten auf Saumrossen und in Sänften kommen zu sehen! Nicht minder unterhaltend war das lächerliche Ceremoniell, mit dem man die Gäste empfing! . . . Und dabei den versteckten Groll, den die Frauen gegen Eleonore im Herzen trugen, weil sie den Sieg davon getragen.

Es fehlte nur noch der Vicomte von Mayret, der vertraute Freund des Grafen und einer seiner Trauzengen. Man begann schon unruhig zu werden, als man ihn endlich in vollem Galopp, begleitet von einem andern Cavalier, herbeikommen sah.

„Mein lieber Graf,“ sagte er zu Robert, „verzeiht mir wegen meines Verzuges; im Augenblick, als ich mich zu Pferde setzen wollte, stieg der junge Baron Valbelle, den Ihr hier sehet, aus Spanien anlangend, bei mir ab. Unsere beiden Familien sind seit langer Zeit innig verbunden, und ich dachte, Ihr werdet mir erlauben, ihn mit mir herzubringen; das Glück ist nachsichtig, und Fräulein von Kerouan wird mir diese Unbescheidenheit vergeben.“

„Wir können Euch nicht vergeben, sondern nur danken.“ Und die beiden Neuankommenden mischten sich unter die Gäste.

Die Unterhaltung begann, und der junge Baron von Valbelle nahm lebhaft und doch bescheiden daran Theil. Eleonore war erstaunt über die edlen Gesinnungen, die er an den Tag legte, und die poetische Richtung seines Geistes. Einige Worte von tiefer Bedeutung, welche Eleonore sprach, entgingen ebenso wenig dem jungen Fremden. Die Harmonie zweier gleich gestimmten Seelen tritt rasch an den Tag.

Gegen elf Uhr Abends zog sich Marianne mit Eleonore in ihr Zimmer zurück, um ihren Brautanzug zu vollenden. Als sie durch einen Corridor des ersten Stockwerks gingen, hörten sie Stimmen in einem anstoßenden Zimmer und den Namen du Riban und Eleonore lebhaft aussprechen. Es war Graf Robert, der sich gleichfalls für die Ceremonie vorbereitete, und drei bis vier

seiner vornehmsten Freunde. Als dieselben Namen sich wiederholten und ein spöttisches Lachen den der Riban begleitete, versteckten sich die beiden Mädchen in eine kleine dunkle Nische und lauschten.

„Wahrhaftig, lieber Graf, das macht Ihr vortreflich," sagte eine Stimme; „Eleonore ist reizend, und man muß für eine solche Schönheit Alles thun, selbst sie heirathen. Was den Riban betrifft, so ist das minder reizend; wie werdet Ihr Euch da aus der Schlinge ziehen?

Ein so hübsches Mädchen sollte wahrhaftig keinen solchen Vater haben!" (Allgemeines Gelächter.)

„Nun," antwortete Robert, „glaubt Ihr, daß ich nicht daran gedacht? Was würde man bei Hofe sagen, wenn ich mich mit einem solchen Schwiegervater zeigte? Jede hübsche Gestalt ist von vornehmer Geburt; auch wird sie meinen Namen tragen, und ihre Mutter hieß von Re-rouan. Meine Liebe geht nicht so weit, daß ich mich mit dem Vater schleppen möchte. Sie glaubt, er werde ganz



Die Flucht.

patriarchalisch bei uns wohnen. Ha, ha, ha! wir werden ihm morgen einen langen und entscheidenden Besuch von zwei Stunden abstatten, worauf ich meiner Frau erkläre, daß wir nach Italien gehen und bei unserer Rückkehr unsere Familienangelegenheiten ordnen werden. Kehren wir zurück, so treffen wir keine Arrangements, und die Gräfin von Merolles wird, von Reisen ganz betäubt, nicht weiter daran denken. Der alte Riban erhält eine Summe, von

der er bequem leben kann. Seine Tochter mag ihn von Zeit zu Zeit in dem Neste, in dem er wohnt, besuchen; mich wird er ferner nicht mehr belästigen. Meine Ehre als Edelmann ist nicht beleidigt."

„Bravo, bravo!" riefen die andern Stimmen.

Eleonore und Marianne drückten sich in schmerzlichem Einverständnis die Hände, und ihr Herz schlug hörbar. Als sie jedoch bemerkten, daß Robert mit seinen

Freunden im Begriffe stand, hinabzugehen, schlüpften sie leise und geräuschlos in ihr Zimmer. Eleonore sank einen Augenblick wie vernichtet auf ihr Sopha, stand aber plötzlich mit der Entrüstung verletzter Würde und dem Muth der kindlicher Liebe wieder auf.

"Marianne," sagte sie, "ich werde nie die Frau des Grafen von Merolles, dieses Unwürdigen, vor dem mich eine innere Stimme warnte. . . Und doch ist nur noch eine Stunde übrig. Ich habe nicht die Kraft, eine Scene durchzuführen, . . . nur zu fliehen."

"Fliehen, Fräulein, und wie? Höret, man ruft Euch; Ihr werdet unversehens nicht die Thore des Schlosses passiren; auch sind die Brücken aufgezo-gen."

"Ich habe Alles vorausgesehen, mir Alles aus-gesonnen, während ich diese furchtbaren Vorschläge vernahm. Komm', und sei ruhig. Die Tureltauben selbst sind nicht ängstlich, wenn sie ihre Jungen vertheidigen. Ach, mein Vater, sollte ich weniger für Dich wagen?"

Nachdem sie rasch Schleier und Kranz aufgesetzt, ging sie mit Marianne zur Gesellschaft hinab und gab sich ein heiteres Ansehen. Sobald sie den jungen Baron von Balbelle gewahrte, sagte sie flüsternd zu ihm:

"Mein Herr, ich bitte Euch um einen großen Dienst. Begebt Euch in das einsame Cabinet, das auf die Schloß-gräben hinausgeht; ich werde augenblicklich bei Euch sein. . . Und nun stille!"

Der junge Fremde gehorchte lautlos. Eleonore folgte ihm mit Marianne.

"Mein Herr," sagte sie, als sie allein, "die Augen-blicke sind kostbar; Ihr habt, wie ich sah, die Gesinnungen eines französischen Cavaliers. Ich vertraue mich Eurer Ehre an. Ich kann ohne Schande nicht die Gemahlin des Grafen von Merolles werden. Ihr sollt später erfahren, weshalb. Die Flucht, und nur eine rasche Flucht, kann mich der Gefahr entziehen. Die Thore und Eingänge des Schlosses sind mir versagt. Ich weiß keinen Ausweg, als diesen Balcon und diese Gräben mit Wasser. Aber ich mit meiner Freundin allein vermag nichts. Denkt Ihr nach! Könnet Ihr mich retten? wollt Ihr mich retten?"

"Fräulein," antwortete der Baron, "Ihr befehlt, und ich gehorche blind; ich fühle mich des Vertrauens und der Ehre würdig, die Ihr mir erzeigt. Bleibt mit dem Mädchen in diesem Cabinet, und in weniger als einer Viertelstunde bin ich unter dem Balcon. Drei Schläge in die Hand sind das Zeichen."

Er eilte in den Salon zurück und begab sich nach dem großen Hofe.

Eleonore und Marianne warteten ängstlich unter den Gruppen der Gäste; der Zeiger der großen Uhr rückte immer weiter vor. . . Endlich hörte man das Signal. Sie gingen durch das Cabinet, dessen Thüre sie schlossen, und eilten nach dem Balcon. Ein Pferd stand unten bis an die Brust im Wasser und trank, während sein Reiter in den Bügeln stand und die Arme erhob, um Eleonore zu empfangen, welche sich langsam hinabgleiten ließ und sich ihrem Schutengel empfahl, während Marianne einen zärtlichen Kuß auf ihre Hand drückte. Der Mond beleuchtete mit seinem Strahl diesen tugendhaften Raub, diese heroische Flucht. Die drei Personen bildeten ein Gemälde, wie nur der Maler und der Dichter es träumt.

"Gilt, gnädiges Fräulein," seufzte der Cavalier; "ich werde Euch einige Schritte von hier, am Ufer der Gräben, an einem günstigen Plage niederlegen, und Eure

Begleiterin holen, worauf wir weiter sehen wollen, wohin wir unsere Schritte lenken."

So sind sie endlich Alle auf dem freien Felde.

"Führt uns, mein Herr, nach der nächsten klei-nen Stadt; dort werden wir wohl einen Wagen finden, mit dem wir allein unsere Reise fortsetzen können, ewig für Euren treuen Beistand dankbar."

Der Baron von Balbelle ließ die beiden jungen Mädchen auf das Pferd steigen, das er am Zügel führte, und während er über die Ursachen dieser Flucht nachsann, von der Eleonore so viel erzählte, als sie durfte, kamen sie endlich nach der Stadt ***, wo man ihnen auf der Post eine Carriole gab. Als sie in dem Wagen saßen und der alte Conduc-teur aufgestiegen war, sagte Eleonore ihrem edlen Beschützer mit Wort und Miene Lebewohl.

"Darf ich nicht wenigstens wissen, gnädiges Fräu-lein, wohin Ihr geht, und wem ich das Glück hatte beizu- stehen?" sagte Baron von Balbelle schüchtern.

"Ihr sollt es einst erfahren, mein Herr, sehr bald. Mein Vater wird es dem Freunde schreiben, der Euch vor-gestellt und dessen Namen und Schloß ich kenne. Er wird Euch einen Brief bringen, dessen tiefe Dankbarkeit meinem Herzen entströmt. . . Lebet wohl und seid glücklich!"

Dann sagte sie dem Conduc-teur leise einige Worte, und die Carriole fuhr fort.

Indessen waren einige Papiere aus der Tasche Eleo-norens gefallen, als sie in den kleinen Wagen stieg, ohne daß Jemand es bemerkt hätte. Herr von Balbelle fand sie nach der Abfahrt, und zerstreut sie auflesend, sagte er bei sich: "Welch' ein Engel von Anmuth und kindlicher Liebe! Glücklicher dieser Vater! Noch glücklicher, wer einst ihr Gatte wird!"

Aber plötzlich zittert er, erblaßt und stößt einen Schrei unruhiger Freude aus. Was hat er in den Pa-pieren gesehen, die er in der Hand hält? Gott weiß es. Er steigt rasch auf sein Pferd und setzt dem Wagen nach. Tausend Dinge und Entwürfe schienen während des Rittes seinen Kopf zu durchkreuzen. Als er endlich bei dem Wagen ankommt, ruft er:

"Fräulein du Riban!"

"Wer ist da?" antwortete Eleonore.

"Fräulein von Kerouan," entgegnet er lächelnd, "hier sind einige Gedichte, die Euch aus der Tasche fielen." Und er warf sie in den Wagen und verschwand.

Eleonore war im höchsten Grade überrascht.

"Wie, er nennt mich Fräulein du Riban, während er mich nur Fräulein von Kerouan nennen hörte! . . . Und diese Papiere sagen doch nirgends meinen Namen. Wer ist er doch? Dieser Name de Balbelle ist mir gänz-lich unbekannt."

Sie verlor sich in Vermuthungen, während der Kut-scher sich in Peitschenhieben und Flüchen verlor.

Indessen erhielt der Graf Robert de Merolles ein Billet von Eleonore, das sie auf der Post geschrieben, während man anspannte, und das ein kleiner Stallknecht zu überbringen übernommen. Dieses Billet lautete:

"Mein Herr Graf!"

"Ich fliehe Euer Schloß, und breche die Verbindung, die Ihr mir mit so viel Großmuth angeboten. Erinnert Euch jedoch des Gespräches, das Ihr vor einigen Stun-den in Eurem Zimmer gepflogen, . . . und urtheilt, ob die Tochter du Ribans jetzt noch ohne Verbrechen die Frau des Grafen Robert de Merolles werden kann.

Eleonore."

Das Schloß war in größter Zerstörung, als das Billet dort ankam; der Graf öffnete es und verabschiedete seine Gäste, ohne ihnen etwas zu erklären. . . Die Wuth raste in seinem Herzen und die Rache brütete Pläne.

Lassen wir ihn in dieser unheimlichen Stimmung und kehren wir zu Eleonore zurück. Sie näherte sich dem Pachtthofe, und gewahrte die barmherzige Schwester, die ihren Vater pflegte, auf der Schwelle.

„Nun, wie geht es meinem Vater?“ rief sie.

„Er befindet sich besser,“ antwortete die Schwester, „aber er kann noch nicht gehen. Kommt, kommt, Euer Anblick wird ihm wohlthun.“

Eleonore liegt am Halse ihres Vaters, wie viel hatte sie ihm zu erzählen von jenem schrecklichen Gespräche bis zur Flucht und dem geheimnißvollen Baron von Valbelle! — Du Riban weinte vor Schmerz, Freude und Bewunderung.

Zehn Tage verflossen ohne ein äußeres Ereigniß. Am eilften Tage erschienen die Huissiers, welche du Riban erklärten, daß er den Pachtthof zu verlassen habe, und seine Möbel zum Ersatz des rückständigen Pachtess wegnahmen. Er hatte seiner Tochter die Lage verheimlicht, in der er sich befand. Was er jedoch nicht wußte, war, daß der Graf de Merolles den Pachtthof mit Gold erkaufte, und in seinem Namen erschienen die Huissiers. Während diese mitten in ihrer Arbeit waren und Eleonore den stummen Schmerz des gichtbehafteten alten Mannes mit Thränen ansah, hörte man einen Wagen einherrollen, und eine Minute später trat der Baron de Valbelle mit den Worten ein:

„Meine Freunde, ich bin der Sohn des Marquis de Lureul, der vor einem Jahre gestorben ist. Von dem Wunsche beseelt, sein Andenken von jedem Flecken zu reinigen und seine Schuld gegen Euch abzutragen, edler du Riban, kam ich unter angenommenem Namen nach Frankreich, da der meine proscibirt war. Ich habe Fräulein Eleonore von Kerouan in ihrem gefährvollen und edeln Unternehmen unterstützt; an den Dichtungen und andern Zeichen glaubte ich sie als Fräulein du Riban zu erkennen. Die Hoffnung hat mich nicht getäuscht; ich eilte nach Paris, gab dem Cardinal-Minister die Beweise der Unschuld meines Vaters; ich las ihm meine Gedichte vor und hörte die seinen; er hat so eben die Academie gegründet, sein Stolz ist in guter Stimmung. Kurz, er hat meines Vaters Namen wieder in seine Rechte eingesetzt, er gibt seinem Sohne seine Güter zurück, das heißt, eine vierfach so große Summe, als Eure Schuld, die ich bereits in Geld umgesezt. Nehmt, alter Mann, und vergeßt meinem Vater den Kummer, den er Euch bereitet und an dem er gestorben.“

„Ihr, meine Herren,“ fuhr er, an die Huissiers gewandt, fort, „habt nun nichts mehr hier zu thun: hier ist die Summe in guten Papieren. Herr du Riban verläßt den Pachtthof freiwillig.“

„Will das Fräulein den, den sie ihren Befreier nannte, zum Gatten nehmen, so leben wir alle Drei, . . . oder besser alle Vier,“ er sah lächelnd nach Marianne, „in meinem Schlosse Lureul. Verzeiht, daß ich so rasch bin, aber wenn man zwölf Jahre unglücklich war, möchte man nicht eine Minute des Glückes versäumen.“

Eleonore sah ihren Vater zärtlich an . . .

„Umarnt mich, meine Kinder,“ rief er.

„Was habe ich gesagt!“ rief Marianne, aber das Schluchzen der Freude erstikte ihre Stimme.

Paul Potter.

Herodot erzählt uns in seiner Geschichte Aegyptens, die Ochsen dieses Landes hätten einen gewissen Ochsen aus ihrer Mitte als lebenslänglichen Repräsentanten ihres löblichen Naturstandes nach Memphis abgesandt. Dieser Ochse, wie man weiß, nannte sich Apis, wohnte, dem Osiris geweiht, in einem prächtigen Hause, und ward vom Volk angebetet.

Man wird es vielleicht für ein Märchen halten, wenn man hört, daß Holland noch in unsern Tagen eine ähnliche Abgötterei treibt. Aber nichts ist thatsächlicher. Ich erzähle, wie Herodot, als Augenzeuge; ich war in dem Hause oder vielmehr in dem Tempel, worin der holländische Stier verehrt wird, ich sah den Stier, ich sah, wie die Holländer ihm Opfer und Weihrauch darbrachten.

Wer es nicht glaubt, befindet sich im selben Fall wie ich, als ich zuerst das Märlein hörte. Der gute Freund, der es mir brachte, sagte mich statt aller Antwort am Arm und führte mich an Ort und Stelle. Wer im Haag sich aufgehalten hat, kennt das sogenannte Prinz-Moritz-Haus, in der Nähe des alten Schlosses, als ein sehr großes und schönes Haus, nach hinten an dem Bijver gelegen, nach vorn durch einen erhöhten Hofraum von der Gasse getrennt. In diesem Hause befindet sich der Stier, dem die Holländer fast göttliche Ehren erweisen. Mein Begleiter zog die Klingel, die Thüre öffnete sich, und der Pförtner machte keine Schwierigkeiten, uns einzulassen, da mein Freund für Einlaßkarten gesorgt hatte. Eine breite Treppe führte uns nach oben, stark genug, um unter einem Ochsen nicht zu beben, geschweige zu brechen. In der Mitte derselben war eine Thüre angebracht, die beim Aufmachen hell klingelte. Oben auf dem Vorfaal angekommen, näherten wir uns einer Thür, die grasgrün ausge schlagen und hinlänglich hoch und breit war, um einem derben Ochsen Durchlaß zu geben. Es war in der That die Thür, die nach dem Heiligtum führte; ein Wächter in grasgrünem Rock stand Schildwache davor. Er wehrte uns nicht geradezu ab, aber er äußerte, es stünde in unserem Belieben, ob wir uns in die Nebensäle erst vorläufig einführen wollten. Wir durchwanderten eine Reihe in einander laufender heller Säle, deren Wände von unten bis oben durch Meisterwerke des Pinsels verziert waren. Viele darunter gehörten weltberühmten niederländischen Meistern an, und ich vergaß sehr bald über ihrer Betrachtung die Ursache, die mich hergelockt hatte und dachte nicht mehr an den abenteuerlichen Stier.

„Sehen Sie nur, wie viel Uhr es schon ist!“ sagte endlich mein Freund. — „Wie, zwei Stunden verflossen? Lassen Sie uns gehen.“

Der grüne Mann öffnete die grüne Thüre, und vor uns stand, wie er lebte und lebte, der Repräsentant des holländischen Rindviehs, wohlgekämmt und gesäubert, wie es einem Halbgott ziemt. Ein junges Thier mit kurzem, idealem Kopf, kurzen Beinen, breiter Brust, faltig dickem Hals, auf Brust und Nacken anwachsende Kraftbüscheln. Alles an ihm bezeichnete Wachsthum und künftige Stärke. Nun konnte ich die Verehrung begreifen, welche der Holländer dem Stier erweist, und gleich sollte ich mit Augen etwas sehen, was meinen Respekt noch erhöhte. Da kam ein dicker Holländer herein, so recht feist und behaglich, man hätte ihm von dem flauen Gesicht das Fett abstreichen

können. Er lehnte sich mit dem Doppeltinn auf seinen goldenen Stockknopf, spreizte die Beine und betrachtete, den holländischen Normalhut auf dem Kopf, seinen Landsmann vom Schwanz bis zu den Hörnern mit den Augen eines Kenners und Liebhabers; dann betastete er neugierig dessen rothbraunes, weißbeflecktes Fell, was der Apis so gutmüthig war, sich gefallen zu lassen. Allein ein Priester des heiligen Lukas, dem Tempel und Stier geweiht sind, verwies ihm diese Profanation aufs Nachdrücklichste. Allmählig füllte sich dann der Saal mit Männern und Frauen jedes Standes, die um den jungen Stier-Athleten ehrerbietig einen Kreis schlossen und nach einer langen stummen Pause, erst einzeln, dann Mehrere, dann vereint in eine Art Hymne ausbrachen, worin ihre Bewunderung sich Luft machte. Darauf hielt ein kleiner Lukas-Priester

eine lange, feurige Rede, welche für diesmal des Apis Schwanzbüschel zum Text hatte; der Mann sprach sehr gut, wie alle öffentlichen Redner, die sich in Holland hören lassen, es mag nun auf dem Markt oder in der Kirche sein. Gegen das Ende des Vortrags nahm der Redner plötzlich eine Wendung, welche die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf einige Zeit vom Büschel des Stiers abwandte und gegen einen Mann lehrte, der sich außerhalb des Kreises befand, und so gleichgültig und seelenruhig aussah, wie der Stier selbst, der während der ganzen Zeit gegähnt hatte. Blasses Gesicht, blaue Augen, lange, rothe, gescheitelte Haare, nackter Hals und über das schwarze Wamms geschlagener Hemdfragen machten ihn überdies vor allen andern Menschen im Saal kenntlich. Auf diesen Mann nun zeigte der kleine Redner mit der



Der Stier von P. Potter im Haager Museum.

Hand und rief, de Potter, großer Meister, nur deiner unsterblichen Hand gelingt ein Schwanzbüschel wie dieser, nur dein schöpferischer Pinsel konnte einen Stier, wie diesen, schaffen, einen Stier, auf den Holland stolz sein wird, so lange auch nur ein verwitterter Felsen von ihm übrig bleibt.

Nach dieser Humoreske von Wienbarg zwei Worte über den Maler.

Paul Potter starb im neunundzwanzigsten Jahre. Von seinem vierzehnten war er berühmt. Sohn eines mittelmäßigen Malers, hatte er, sobald er einen Pinsel zu führen im

Stande, ein ungewöhnliches Talent im Thierzeichnen und Malen nach der Natur bewährt. Amsterdam, wo er 1625 geboren, ist eine Seestadt und bietet für den Landschaftsmaler wenig, deshalb zog Potter nach dem Haag, wo er sich mit der Tochter eines Architekten verheirathete. Paul Potter hat die herrliche Natur um den Haag mit seinem Pinsel gezeichnet, wie es der Feder niemals möglich; Niemand vor oder nach ihm vermochte das Leben der Thiere so lebendig zu erfassen und wiederzugeben. Mit Recht nannten ihn seine Landsleute den Raphael der Thiere. Das Bild, das wir hier mittheilen, ist sein Hauptwerk: der Stier ist in natürlicher Größe. Man schätzt den Werth desselben auf 200,000 fl.